

In der vierten und zugleich abschließenden Gebetsphase kommt alles darauf an, den vernommenen Segen, insoweit man ihn selbst weitergeben soll, so umzusetzen, daß er dem anderen praktisch mitteilbar wird. Selbstverständlich ist hierbei die Freiheit dessen, für den der Segen bestimmt ist, zu achten. Nur in dem Maß, in dem dieser dafür offen ist, kann die Gabe Gottes zwischenmenschlich verantwortbar weitergereicht werden. So ist es gut. Wie viele unnütze und überflüssige „Geschenke“ könnten so vermieden werden, wenn man sich darauf beschränken würde! Wenn eine Gabe die Qualität des Segens besitzt, dann ist sie kostbar, sei sie auch – in bloß materieller Hinsicht – noch so gering. Solche Weihnachtsgeschenke sind wesentlich. Und dies schließt nicht aus, daß man auch etwas von der Fülle der Liebe Gottes vermitteln möchte, indem man materiell teure Dinge schenkt.

Paul Imhof, München

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Am Puls der Zeit

Erfahrungen in einer Katholischen Hochschulgemeinde

Hochschulgemeinden sind Brennpunkte kirchlichen Lebens, denn im Hochschulmilieu spiegeln sich gesellschaftliche und kirchliche Entwicklungen und Fehlentwicklungen besonders frühzeitig und deutlich. Für viele Studenten geschieht in der Studienzeit eine für später entscheidende Prägung der Persönlichkeit, und die heutigen Studenten werden in einigen Jahren die Führungselite von Gesellschaft und Kirche bilden. Soll hier aus einer – der Münchener – Studentengemeinde berichtet werden, so bleiben dies Schlaglichter auf ein Phänomen, das in seiner Komplexität und Vielfalt für niemanden ganz durchschaubar ist und dem man sich – das liegt schon in seiner Natur – nur auf dem Wege persönlicher und damit subjektiver Erfahrungen nähern kann.

Den Anspruch, Gemeinden Jesu Christi zu sein, beschrieb im Jahre 1975 die Würzburger Synode: „An der Hochschule verwirklichen die Hochschulgemeinden die Grundfunktionen der Kirche: Glaubensdienst (Verkündigung), Gottesdienst (Liturgie) und Bruderdienst (Diakonie). Es ist ihre Aufgabe, diese in ihrem vollen Umfang zum Maßstab ihrer pastoralen Tätigkeit zu nehmen.“¹ Sie präzisiert dann die Aufgabenfelder der Hochschulpastoral: „So muß in diesem Bereich eine situationsgerechte Verkündigung versuchen, Glaubensinformation

¹ *Schwerpunkte kirchlicher Verantwortung im Bildungsbereich*, 8.3, in: *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung*, Freiburg 1976, 518–548, hier 543.

zu geben unter Berücksichtigung wissenschaftlicher Erkenntnis und moderner Lebenserfahrung, in Auseinandersetzung mit den Anliegen von Aufklärung und Fortschrittserwartung, in Ideologiekritik und Kritik an der bestehenden Gesellschaft aus der Sicht des Glaubens. Dies soll geschehen in Vortrag, Diskussion und Gespräch, aber auch im Gottesdienst, der gerade auch den persönlichen Einsatz und die soziale Verantwortung zum Ausdruck bringen muß. Meditation und Gebet sollen die Verantwortung in der jeweiligen Situation vor Gott erkennen lassen, ohne vom konsequenten Handeln für andere zu entpflichten. Die Sakramente müssen als Elemente christlicher Lebensgestaltung erfahren werden, die personale und soziale Bezüge berücksichtigt. Der Gewissensbildung und Buße muß hierbei eine besondere Bedeutung zugemessen werden, weil sie zur Umkehr der Lebenshaltung führen und als Vor-Entwurf für künftige Aufgaben dienen können. Wenn diese Ziele verwirklicht werden, kann gerade im Bereich der Wissenschaft, von der die künftige Gesellschaft wesentlich mitbestimmt wird, die Erfahrung einer sich stets erneuernden Kirche gemacht werden.“²

Was ist von diesem hohen Anspruch verwirklicht? Wie sieht der Alltag einer Hochschulgemeinde heute, gut 10 Jahre später, aus, da die Synode für die meisten Gemeindeglieder und -mitarbeiter, auch den hier Berichtenden, zur kaum gekannten Geschichte geworden ist?

Gemeindeleben

In einem vielfältigen und für manchen kaum zu überblickenden Programm zeigt sich etwas vom Gemeindeleben. Im Zentrum stehen die Gottesdienste, sonntags im allgemeinen sehr gut besucht, dann die zahlreichen Arbeitskreise, meist Gesprächskreise über religiöse oder auch sozialpolitische Themen. Einige Arbeitskreise widmen sich dem direkten sozialen Engagement, etwa in der Bahnhofsmision oder in der Kinderbetreuung in Sozialsiedlungen. Daneben gibt es viele Einzelveranstaltungen wie Besinnungstage, Gemeindesonntage, thematische Wochenenden, kreative Freizeittreffs, Tanzkurse, Vortragsreihen zu theologischen und zeitgeschichtlichen Problemen und natürlich Feste je nach Jahreszeit. In den Semesterferien werden Skifreizeiten, aber auch Exerzitien oder z. B. eine Pilgerfahrt nach Israel angeboten. Die Karwoche wird in jedem Jahr sehr intensiv gestaltet – mit Exerzitienelementen, Gesprächsgruppen und der gemeinsam vorbereiteten festlichen Liturgie.

Kommunikationszentren des Hauses sind ein Café und für den Abend die Kellerbar, die von den Studenten selbst bewirtschaftet werden. Für persönliche Fragen gibt es eine psychologische Beratung und das Angebot der geistlichen Beratung und Begleitung durch die Studentenpfarrer; beides wird sehr stark in Anspruch genommen.

Um dieses Angebot zu ermöglichen, arbeitet ein ganzer Stab von hauptamtlichen Mitarbeitern, die sich, meist sehr engagiert, um das vielfältige Gemeindeleben mühen. Manchmal schwierig ist die große Fluktuation der Studenten; inner-

² Ebd., 545.

halb weniger Semester hat man es mit völlig anderen Gesichtern zu tun, und entsprechend wechseln auch die Bedürfnisse, Ansprüche und „Trends“ in steter Regelmäßigkeit. Von den Mitarbeitern erfordert dies ein hohes Maß an Flexibilität, Anpassungsfähigkeit und Gespür für das gerade Notwendige.

Doch es bleiben Fragen: Führt nicht manchmal ein von Hauptamtlichen perfektioniertes *Angebot* von Veranstaltungen in die Richtung einer bloßen Angebots- und Dienstleistungskirche, in der das Engagement von Gemeindegliedern eher gelähmt als gefördert wird, zumal ein normaler Student die Komplexität der Programmgestaltung und die Vielfalt der Gemeindeaktivitäten noch weniger durchschaut als ein Mitarbeiter? Haben nicht viele der Mitarbeiter zwar eine beachtliche *Loyalität* gegenüber Kirche und kirchlicher Praxis, aber ermangelt es nicht, genauer besehen, einer stärkeren spirituellen *Ausstrahlung*, die allein einen solchen kirchlichen „Betrieb“ von einer ganz normalen weltlichen Institution unterscheiden läßt? – Dies sind keine Urteile, sondern Anfragen; doch die Fragen so zu stellen, zeigt schon die Richtung der Antwort. Und dieselben Fragen könnten so auch für weitere Bereiche der deutschen Kirche gestellt werden.

Ein kirchlicher Betrieb fördert in der Folge unvermeidlich eine Angestelltenmentalität unter den Mitarbeitern, die dann versuchen, mit möglichst effektiver Werbung die Teilnehmerzahlen hochzutreiben, und den Erfolg der Arbeit an Statistiken ablesen. Gemeindeleben ist jedoch nur sehr bedingt mit Maßstäben der Statistik und der Effizienz meßbar. Die daraus folgende Verweltlichung wäre der Tod der Gemeinde, denn in einer Zeit der Entkirchlichung unserer Gesellschaft muß die Kirche, um „die Zahlen zu halten“, ihre Angebote so sehr an die bürgerlichen Bedürfnisse anpassen, daß ihr spezifisch christlicher Charakter kaum mehr erkennbar ist. Interessanterweise sinken dort die Teilnehmerzahlen am stärksten, wo eine Veranstaltung unter der Maxime von „locker und erholend“ zur hochsubventionierten Faulenzerei zu werden droht, wo die psychologische oder geistliche Begleitung mangels Mut zum – immer unbequemen – Korrektiv zur bloßen Bestätigung von persönlichen Schwierigkeiten oder gar Neurosen herabsinkt.

Dies sind mögliche Gefahren im Gemeindeleben, vor allem bei den hauptamtlichen Mitarbeitern; erfreulich sind die Erfahrungen mit Studenten selbst: Gibt es doch eine erstaunliche Anzahl von hochmotivierten Christen unter ihnen, die zutiefst ehrlich und mit einem wachen Gespür für das Wahre auf der Suche sind, dabei zu einem großen ehrenamtlichen Engagement bereit sind, das einem sehr beanspruchenden Studium oft hart abgetrotzt werden muß.

Inhaltlich hat sich im Leben der Gemeinde in den letzten Jahren vieles verschoben und verschiebt sich weiter: weg vom sozialen und politischen Bereich, weg von intellektuellen (Vortrags-)Veranstaltungen und von abendlicher Geselligkeit (die Umsätze des Barbetriebs gingen erheblich zurück!), hin zum eigentlich religiösen Bereich, zu Glaubensgesprächskreisen, Exerzitien und vor allem zu den Gottesdiensten. Manche bewerten dies nun kritisch: Die Studenten seien braver, unpolitischer, „innerlicher“ geworden; andere viel positiver: Sie konzentrierten sich auf Wesentlicheres und Tieferes, auf die geistliche Dimension, die eine christliche Gemeinde letztlich ausmacht. In beiden Wertungen ist wohl et-

was Richtiges; für eine christliche *Gemeinde* wäre die Entwicklung positiv zu deuten: Im bescheidenen Rahmen ihrer Möglichkeiten engagieren sich die Studenten – entgegen vieler Vorwürfe – sehr wohl auch im Bruderdienst; zusammen mit Liturgie und Verkündigung als den „Grundfunktionen der Kirche“ ist er für viele Studenten eine unerläßliche Quelle des Glaubens. In diesem Sinne ist die Hochschulgemeinde nach dem Anliegen der Synode im vollen Sinne Gemeinde und Kirche, obwohl ihr Image bei den Kirchenoberen nach wie vor eher schlecht ist.

Strukturen

In München gibt es neben dem Gemeindezentrum im Universitätsbereich vier weitere kleinere Häuser in Stadtteilen, in denen Studenten sich treffen. Diese sogenannten Teilgemeinden haben eine partielle Selbständigkeit, sind sehr viel kleiner, deshalb persönlicher und gemütlicher für die Studenten: Man kennt einander mit Namen und fühlt sich von daher viel stärker zu Hause, übernimmt von daher auch leichter Verantwortung für das Gemeindeleben. Das größere Zentrum ist zwar weitaus vielfältiger in seinen Aktivitäten, aber eben auch anonym und unpersönlicher; es muß sehr viel mehr Regelungen geben, und es fällt schwerer, Kontakte zu knüpfen. Das Ganze ist aber *eine* Gemeinde – ein Anspruch, den viele für unrealistisch halten und deswegen heftig diskutieren. Strukturdebatten aller Art können auch heute noch die Gemüter erhitzen, allerdings vor allem die der hauptamtlichen Mitarbeiter, deren eigene Studienzeit vor 10 oder 15 Jahren von solchen Fragestellungen geprägt war. Heutige Studenten fragen vielmehr danach, was in dem Bereich von Gemeinde, den sie erfahren, *lebt* und ob ihnen dies auf dem Weg ihres Glaubens hilft.

Das „höchste beschlußfassende Organ“ der Hochschulgemeinde ist, nach einer intern gültigen Satzung³, der Gemeinderat, der aus gewählten studentischen Vertretern und aus einigen delegierten Hauptamtlichen besteht und alle vier Wochen tagt. Unabhängig davon hat der leitende Studentenpfarrer die Verantwortung gegenüber dem Bischof und deswegen im Gemeinderat eine Art Veto-recht. Daneben gibt es als ein zweites Gremium die Gemeindeleitung, eine Art wöchentliche Dienstbesprechung der Hauptamtlichen. Leider ist im Alltag die Gemeindeleitung wegen ihrer besseren Information und ihrer flexibleren und professionelleren Arbeitsweise meist das einflußreichere und „mächtigere“ Gremium; damit dominiert die Administration über das eigentlich demokratische Element der gewählten „Laien“; auch das ein Phänomen, das gesamtgesellschaftlich und -kirchlich anzutreffen ist.

Auch hier Fragen: Ist dem Konzept der kleineren, intimeren Teilgemeinde der Vorzug zu geben, in der zwar die Kontakte und das persönliche Engagement der Studenten sehr viel besser und infolgedessen die Hauptamtlichen weniger dominant sind, dafür aber Außenseiter in die bestehende „Clique“ schwerer aufgenommen werden können und für die Studenten die Gefahr einer Flucht vor den

³ Vgl. *Satzung der Katholischen Hochschulgemeinde München*, München 1982.

Problemen in das „warme Nest“ der Gemeinde wächst? Oder ist ein großes Haus vorzuziehen, das vielleicht weniger Gemeinde, sondern eher eine gut funktionierende „Seelsorgsstelle“ ist, dafür aber eine bei weitem größere Vielfalt bietet und vielleicht auch die Studenten realistischer auf ihr künftiges Leben in unseren sozialen und kirchlichen Großstrukturen vorbereitet? Oder: Hindert uns die Beschäftigung mit den komplizierten Strukturen und dem daraus folgenden Organisations- und Verwaltungsaufwand (der in der Tat einen gewaltigen Teil der verfügbaren Energie absorbiert!) nicht allzusehr an der Hinwendung zu Wesentlicherem: zu einer lebendigen Gemeinschaft von Christen, in der einer des anderen Last trägt und eine wirkliche Begegnung der Menschen untereinander und mit Gott möglich wird; zum Aufbau eines Hauses, in dem dann nicht hauptsächlich über die Organisation von „Veranstaltungen“ debattiert wird, sondern in dem ein Raum für Glaubenserfahrungen und Gebet entsteht, welche dann das Leben der Christen so sehr durchwirken, daß dieses Christentum von selbst Konsequenzen im zwischenmenschlichen und politischen Bereich hat? Selbstverständlich sind dies keine strikten Alternativen, sondern Richtungen, in die der Weg etwas deutlicher weisen könnte.

Motive

Was bewegt Studenten, in die Hochschulgemeinde zu kommen? Sehr viele Studenten stammen aus religiösen Familien, waren in ihrer Heimatgemeinde verwurzelt und oft auch in der Jugendarbeit engagiert. Oftmals in eher ländliche Strukturen eingebunden, war die kirchliche Sozialisation selbstverständlich, und der Glaube der Kindheit war bis zum Ende der Schulzeit noch nicht eigentlich problematisiert worden.

Der Studienbeginn markiert einen tiefen Einschnitt: Die bisherigen Bindungen werden aufgegeben, und in der Großstadt wird der einzelne zunächst einmal voll in die Anonymität und Bindungslosigkeit eines weitgehend säkularisierten Milieus gestoßen; die Massenuniversität kann diesen Kulturschock im Grunde nur noch verstärken. Für den einzelnen ist diese Erfahrung eine sehr tiefreichende Infragestellung auf der Ebene persönlicher Beziehungen, aber auch auf religiöser Ebene: Da ihm die ererbte Struktur keine Stütze mehr zu einer religiösen Praxis bietet und die durchrationalisierte säkulare Umwelt so etwas auch nicht mehr unmittelbar sinnvoll und plausibel, sondern eher überflüssig, zwecklos und sogar lächerlich erscheinen läßt, kommt das religiöse Leben in eine tiefe Krise. In einer solchen Situation sucht der Betroffene dann ganz natürlich nach Orientierung, und diese will ihm eine Hochschulgemeinde bieten. Die Motivation zur Teilnahme am Gemeindeleben ist von daher eine doppelte: die Suche nach Kontakten zu Gleichgesinnten und das Bedürfnis nach religiöser Orientierung – was allerdings wiederum untrennbar ist. So stehen z. B. viele Studenten auch vor der Frage, eine Ehepartnerin bzw. einen -partner zu wählen, was für einen engagierten Christen im säkularen Umfeld einer Großstadt oft nicht gerade leicht ist. Und geistlich muß der Weg zu einem persönlich verantworteten und gelebten, auch bis zu einem gewissen Grad theologisch reflektierten Glauben ge-

hen, ohne den für einen Akademiker heute ein glaubwürdiges Christsein wohl weniger denn je möglich ist.

Daneben gibt es immer wieder auch Studenten, die ohne Glaube und kirchliche Bindung aufgewachsen sind, jetzt aber auf ihrer Suche nach Sinn und Orientierung darauf stoßen. Solche Christen erfreuen – wenn sie nicht gerade in einen extremen Konvertiteneifer verfallen – oft durch ihre Radikalität und ihren Bekennermut, bleiben allerdings eine Minderheit.

Nicht zuletzt werden von einer Hochschulgemeinde auch Studenten (und Nichtstudenten) angezogen, die besonders kontaktschwach oder psychisch labil bzw. krank sind. Diese zu integrieren ist oft nicht leicht, stellt aber auch eine Form des Apostolats der Gemeinde dar, die insgesamt recht gut gelingt. Allerdings sind solche Gemeindeglieder nach außen oft recht auffällig und lassen deshalb den Eindruck entstehen, in der Hochschulgemeinde bzw. der Kirche überhaupt finde sich eine „Negativauslese“ der Studenten, was aber so sicherlich nicht richtig ist.

Schwierig bleibt es nach wie vor, an die sogenannten Fernstehenden heranzukommen und bei ihnen zumindest ein wenig Interesse zu wecken; eine Aufgabe, die vielleicht von den im Kern einer Gemeinde Stehenden gar nicht geleistet werden kann. Könnte es nicht sogar sein, daß die *Christen* eine Gemeinde brauchen, innerhalb derer ihr Christsein gerade nicht ständig von Nichtchristen problematisiert wird, sondern in der sie einigermaßen problemlos Christ sein dürfen und sich mit *ihren* Fragen einbringen können? Die eigentliche Missionsarbeit geschähe dann dadurch, daß diese Christen in ihren Berufsalltag hinausgehen und *draußen*, durch den Kontakt mit ihrer Gemeinde gestärkt, von ihrem Glauben Zeugnis ablegen.

Insgesamt sind es erfreulich viele Studenten, die am Gemeindeleben in irgendeiner Weise teilnehmen, oft Gruppen von einer Größe, die kaum mehr überschaubar ist. Und dennoch bleibt der Anteil der erreichten Studenten an der Gesamtuniversität ein verschwindend kleiner Prozentsatz. Vielleicht ist dies schon die Kirche der Zukunft, die in einer fast heidnisch zu nennenden Umwelt in kleinen, aber im Glauben starken und engagierten Zellen lebt – und blüht?! Für den Beobachtenden ist es immer wieder erstaunlich, wieviel Glaubens- und Lebensmut bei vielen Studenten vorhanden ist, trotz oftmals fast aussichtsloser Berufsperspektiven.

Ökumene

Auch das ist eine eigenartige Beobachtung: Die Gespaltenheit der Kirche ist für die meisten Studenten überhaupt kein Problem. Es ist anzunehmen, daß viele evangelische Studenten in unsere katholische Gemeinde kommen; aber danach wird von keiner Seite auch nur gefragt, und wenn man daraus ein Problem machen wollte, etwa bei der gemeinsamen Eucharistiefeier, würden die Studenten wohl nur mit völliger Verständnislosigkeit reagieren. Man könnte nun den Schluß ziehen, daß auf der Ebene der praktischen Gemeinschaft die gespaltenen Kirchen in einer Hochschulgemeinde seit 20 Jahren geeint sind! Und dennoch:

Selbstverständlich gibt es parallel eine Evangelische Studentengemeinde, und die Zusammenarbeit beider Institutionen ist oft äußerst schwierig bzw. findet gar nicht statt. Ist also die Ökumene nur mehr ein Problem der Institutionen und vielleicht noch der Theologie, nicht aber der gelebten kirchlichen Gemeinschaft an der „Basis“? Vielfach gibt es kein konfessionelles Bewußtsein mehr – ob man dies nun bedauern mag oder nicht.

Ein stärker reflektierender und in diesem Sinne reiferer Glaube müßte wohl die Gespaltenheit der Christen viel stärker als ein Ärgernis erfahren und erleiden, doch zeigt die Ignoranz der Studenten gegenüber diesem Problem, wie weit diese – gebildete und im besten Sinne progressive! – Gruppe von Katholiken in ihrem Bewußtsein von der Amtskirche, ihren Strukturen und ihrer Theologie entfernt ist bzw., was weit schlimmer ist, wie distanziert umgekehrt die Kirchenoberen von ihren Gläubigen sind. Ab und zu gibt es dann einen Briefschreiber, der sich beim Bischof über diese unerlaubte „Interkommunion“ (welcher Widerspruch schon im Begriff!) beschwert, doch nach einem Gespräch mit dem Studentenpfarrer läuft in einer Art Stillhalteabkommen die praktizierte Gastfreundschaft weiter. Gegen Entwicklungen an der Basis, insofern sie geistgeleitet sind – was ja auch möglich ist –, ließe sich mit administrativen Maßnahmen wohl auch nicht sehr viel ausrichten.

Studienzeit als Wahlzeit

Für den Lebensweg eines jungen Christen ist heute meist die Studienzeit der Abschnitt, in dem die großen Lebensentscheidungen getroffen werden: die Berufsentscheidung – sehr häufig wird eine früher getroffene Entscheidung über ein Studienfach nach einigen Semestern noch einmal revidiert und erst damit der endgültige Weg festgelegt –; die Ausprägung eines festen Bekannten- und Freundeskreises, der dann, zumindest in den engeren Kontakten, oft ein Leben lang fortbesteht; die Wahl eines Lebenspartners. Auch eventuell anstehende Entscheidungen über eine geistliche Berufung – zum Priestertum oder zum Eintritt in einen Orden – werden heute viel häufiger erst nach einigen Semestern des Studiums gefällt. Hier fand wohl eine Verlagerung statt: Was noch vor einigen Jahrzehnten meist in den oberen Klassen des Gymnasiums sich klärte, braucht jetzt eine längere Reifezeit und entscheidet sich häufig erst nach einer vielleicht notwendigen Krise zu Beginn des Studiums. Deswegen treten heute, statistisch gesehen, viel weniger Abiturienten in Priesterseminare oder Noviziate ein; deswegen auch generell der hohe Anteil an Studienfachwechslern.

Deutet man den Prozeß der Entscheidungsfindung geistlich, so könnte man die Studienzeit ignatianisch als „Wahlzeit“ bezeichnen, d. h. als Phase, in der bevorzugt die Zeichen der Zeit gedeutet und die Geister unterschieden werden, um das eigene Leben in die Bahnen des Willens Gottes und nicht des Eigenwillens zu lenken, und in der auf diese Weise Lebensentscheidungen verschiedener Art gefällt werden können.

Vielleicht hängt damit auch die momentane Krise der kirchlichen Jugendarbeit zusammen: Schüler sind heute wohl noch nicht in derselben Weise wie Stu-

zenten offen für geistliche Erfahrungen, für geistliche Unterscheidungen und so für ein persönliches Sich-Einlassen auf den Willen Gottes. Die Studentenseelsorge befindet sich im Vergleich zur kirchlichen Jugendarbeit vielerorts in einer – relativen – Blüte. Und wenn die Studienzeit wirklich die bevorzugte Wahlzeit eines geistlichen Lebensweges ist, wird auch sichtbar, wie dringend notwendig eine qualifizierte geistliche und persönliche Begleitung für suchende Christen in dieser sensiblen Lebensphase ist.

Dabei wollen Studenten nicht kirchlich „versorgt“ und betreut und belehrt werden, sondern sie wollen sich selbst einbringen, wollen etwa ihre Liturgie selbst gestalten, wollen ihre affektiven und emotionalen Seiten angesprochen haben, wollen aber auch – in sehr großer Offenheit und oft auf erstaunlich hohem Niveau – sich geistig mit den intellektuellen Fragen der Zeit auseinandersetzen. Für eine persönlich bezeugte und durchdachte Hilfestellung durch die Kirche sind sie dabei durchaus offen und dankbar, und dennoch wird sichtbar, daß die Erfüllung solcher Erwartungen ein sehr hohes Maß an Flexibilität und Offenheit von seiten der Amtskirche erfordert. Wo dies vorhanden ist, entstehen oft erstaunliche und beglückende Erfahrungen des Wirkens des Geistes Gottes.

Kirche auf dem Rückzug?

Vergleicht man die Realität der heutigen Hochschulgemeinde mit dem Anspruch der eingangs zitierten Synode, so läßt sich nach meinem Eindruck feststellen: Bei Studenten ist sehr viel echtes, gemeinschaftliches Christentum und persönlich gelebter Glaube vorhanden, so daß man durchaus von einer Gemeinde im theologischen Sinn sprechen kann. Auf der Ebene der Strukturen, der Organisation und der Mitarbeiter bleiben jedoch viele Fragen bzw. sind neue Probleme entstanden. Am Leben der Universität, in der intellektuellen Auseinandersetzung oder auch in der Hochschulpolitik ist die Hochschulgemeinde nicht so stark geworden, wie die Synode es sich erhoffte; auch ist sie wohl weitgehend eine Studentengemeinde geblieben, denn die Lehrenden sind weiterhin aus verschiedensten Gründen kaum in das Gemeindeleben integriert. Gesamtgesellschaftlich hat die Kirche in den letzten Jahrzehnten sehr stark an Bedeutung und Einfluß verloren; auch in diesem Punkt ist die Studentengemeinde wohl in der Position des Vorreiters, denn an der Gesamtuniversität spielt sie heute, wenigstens in München, nur eine verschwindend kleine Rolle. Dies wahrzunehmen und anzunehmen ist ein langwieriger Prozeß. Doch vielleicht verhilft ihr dieser Weg, so ungern sie ihn geht und so schmerzlich er ist, zu einer ganz anderen und sehr zentralen christlichen Tugend: zu etwas mehr Demut. Der Anspruch der Synode besteht; in einer wohl bescheideneren, aber wahrhaftigen und ehrlichen Weise versucht die Studentengemeinde, Gemeinde Jesu Christi zu sein.

Den personalen Glaubensvollzug vertiefen

Die ererbten Muster und Strukturen kirchlichen Lebens tragen einen Studenten in der Großstadt nicht mehr. Insofern die Kirche früher dem Heranwachsenden

einen festen Ordnungsrahmen religiöser Praxis und sittlicher Normen mitgab, hatte der einzelne dadurch einen festen Halt und eine klare Orientierung. Weil durch die säkulare Umwelt diese Tradition radikal fraglich geworden ist, muß die Kirche der Zukunft auf einem tieferen Grund aufbauen: Sie muß den einzelnen Christen zu einem *personalen* Glaubensvollzug führen, wofür vor allem eine Rückbesinnung auf die geistlichen Wurzeln des Christentums nottut. Nur eine spirituelle Ausstrahlung macht die Kirche im pluralen Angebot der vielen sinnstiftenden Institutionen „attraktiv“. Der einzelne Christ muß sich, gegen eine dem Glauben zutiefst feindliche Umwelt, zu einem persönlichen Glauben *entscheiden*, der dann sein ganzes Leben durchdringt und durchwirkt. Ein solcher Glaube ist dann ein Weg, der in seiner Gefährdetheit einer geistlichen und persönlichen Begleitung durch eine qualifizierte Seelsorge bedarf. Doch weil der Glaubende auch dann noch im Alltag seinen Weg alleine gehen müßte und er damit heillos überfordert wäre, braucht er die Beziehung zu anderen Christen, die Anbindung an eine Gemeinde, die ihn im Geiste Jesu Christi erhält und fördert. Wenn auf diese Weise ein personaler und gemeinschaftsbezogener Glaubensvollzug gelingt, dann lösen sich bei Studenten – so die Erfahrung – die vielbeklagten Probleme des Alltags, die Frage der Berufsfindung, die Orientierungslosigkeit, die Beziehungs- und Sinnkrisen, wie von selbst.

Stefan Kiechle, München

LITERATURBERICHT

Zu einer Textausgabe von Jean de Saint-Samson

Der erste Band der kritischen Ausgabe des Karmelitenmystikers, die von Hein Blommestijn OCarm besorgt wird¹, ist einer Schrift aus der Reifezeit des Mystikers gewidmet, die den Titel trägt: *Der Stachel, die Flammen, die Pfeile und das Spiegelbild der göttlichen Liebe, die in besonderer Weise die Seele zur Liebe Gottes inspirieren*. Die Abhandlung des Mystikers hat bis in die Sprache und die Bilder hinein eine große Ähnlichkeit mit dem „Dialog“ der hl. Katharina von Genua (dessen literarische Echtheit hier nicht zur Debatte steht). Eine terminologische Verwandtschaft besteht zur „rheinisch-flämischen“ Mystik: zu Jan van Ruusbroec, Hendric Herp, Frans Verwoort, Heinrich Seuse, Johannes Tauler u. a., deren Schriften neben Katharina am häufigsten zitiert werden.

¹ Jean de Saint-Samson (1571–1636): *Œuvres complètes, Bd. I: L'éguillon, les flammes, les fleches, et le miroir de l'amour de Dieu, propres pour enamourer l'ame de Dieu en Dieu mesme*. Hrsg., eingef. und komm. von Hein Blommestijn (Vacare Deo, 8). Roma, Institutum Carmelitanum 1987. 397 S., kart., Lit 55.000.